

## Flusslauf

Das Gesicht unter Wasser auf den Steinen. Kälter werdende Strömung im Sonnenuntergang, das Licht wird trüb und verblasst. Der Kopf, der Körper am Grund, vom Wasser langsam auf und nieder bewegt. Offener Mund, offene Augen, gerichtet auf den Schlick. Ein Krebs schaut schüchtern hervor. Stumm flackerndes Seegras reicht den Körper weiter, vorsichtig auf dünnen Fingern, schon längst außer Reichweite den Fluss hinunter.

Am Ufer sucht das ganze Dorf. Sie Streifen durchs Schilf, rufen deinen Namen. Zwei Ruderboote setzen ab, Gesichter schauen über den Bootsrand ins Wasser, sehen aber nur sich selbst. Zu spät ist es, zu dunkel. Manche machen trotzdem weiter. Früh am Morgen ist Vater zusammengebrochen. Er schlief danach einen ganzen Tag. Als er aufwachte, mussten wir es ihm sagen: die Suche ist aus.

Der Körper gleitet weiter über Steine und Schlamm, die Strömung wird stärker, rüttelt an der weißen Haut. Nicht zerstören, bitte nicht! Aber das Fleisch ist durchtränkt, gedunsen und reißt. Ohne Schmerz treibt der Körper weiter, an den Welsen vorbei, die zwischen großen Steinen warten. Schwerfällig kommen sie heran. Tagelanges Verweilen, dann beginnt der Regen.

Das Wasser wird unruhig, wolkig, bewegt sich, und leise schwebt der Körper weiter. Schäumende Strudel tragen ihn zwischen Wurzeln und Gehölz voran.

Die Familie ist zu einem grauen Bild erstarrt. Schweigend essen, schweigend arbeiten, stumme Blicke zum Fluss. Wir verlassen das Haus, ziehen in ein anderes, es ist alt, undicht, aber weg vom Wasser, nur weg von dort. Zehn Jahre bist du nun gewandert, zehn Jahre still voran.

Eines Morgens im Nebel bebzt die Erde, zittert das Wasser bedrohlich. Das milde Fließen wird zersprengt bis zum Grund. Gewalt reißt Löcher, Krater in dein Bett. Rote Glut im Fluss, alles flüchtet. Blut überall, hassgeschwollene, verzweifelte Leiber treiben oben auf dem schaumigen Wasser. Werden rausgeholt. Dann – ein Donnerbeben, Erdmassen erdrücken alles unter sich, der Körper wird begraben, ohne Licht und Luft.

Mutter hat gesagt, sie gibt die Hoffnung nicht auf. Sie hasst den Fluss. Das Wasser ist braun und sie findet dich nicht. Schlingpflanzen am Grund, spitzes Holz am Ufer. Der Fuchs hat diesen Frühling die Schwanenjungen gefressen. Die Eltern saßen tagelang noch stumm beim Nest, jetzt sind sie weg. Schwarz und still ist es nachts.

Schwarz und still ist auch dein Grab. Viele Jahre lang, dann sickert wieder Wasser, es wird heller und langsam gibt der Schlamm dich frei.

Hechte kommen unter einem Steg hervor, bedeuten dir stumm was sie gesehen:  
„Dein schönes Dorf, das gibt's nicht mehr.“

Alles zerschlagen, gerundet, geschliffen. Bleiche Wirbel, bleicher Schädel, umflort vom Seegras, von Flossenschlag berührt. Immer weiter, jahrelang. Immer langsamer, bis es nicht mehr geht.

Mutter ist gestorben. Dein Name steht neben ihrem auf dem Grabstein. Es soll uns allen Frieden geben. Die Suche ist aus.

Die Gebeine liegen weit verstreut, werden bedeckt, finden unter feinem Sand endlich Ruhe.

Die Erinnerung an dich trägt das Wasser jedoch voran. Leises Flüstern wird von Sonnenstrahlen berührt, von der Strömung bewegt. Vorbei durch Täler, sieht spielende Kinder und schweift neugierig vor und zurück. Schlängelt sich dann wie ein Aal hinfort. Gedanken an Freude treiben weiter, zwischen Steinen hinab in düstere Höhlungen und über seichte Buchten. Dann wird der Fluss immer weiter, schneller. Zieht, reißt und ist mit großem Jubel am Ziel angelangt. Fließt immer weiter, immer tiefer und kommt endlich zur Ruhe im unendlichen Blau.